

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 202. Bromberg, den 4. September 1932.

# Verrat an Woltmann.

Von G. Panstingl.



(13. Fortsetzung.) 

Nach zehn Minuten drehte sich Wögerer um.

„Dort ist das Spital."

Und er deutete auf eine Fahne mit dem roten Kreuz. Wernoff flüsterte Wachtel ins Ohr:

„Du darfst natürlich nicht meinen wirklichen Namen angeben."

Wachtel nickte zum Zeichen, daß er verstanden hatte.

So bezog Feodor Wernoff als Jefim Iwanoff das Spital. Beim Heimweg fragte Wachtel:

„Wo hast du denn den Schlitten aufgetrieben, Wögerer?"

„Erkennst du ihn denn nicht mehr? Du bist doch schon einmal damit gefahren. Mit den vier Herren, die wir in die Leichenkammer gebracht haben!"

„Aha, jetzt verstehe ich, warum du in den letzten Tagen so wenig zu Hause warst."

Wögerer grinste.

„Du glaubst gar nicht, was für eine gute Empfehlung heutzutag' ein Revolverschuß ist. Die Freud' hätt'st du sehen sollen, mit der mich die Alte und ihre Tochter wieder begrüßt haben. Sie heißt Marja Antonowna."

„Die Alte?"

„Die Tochter natürlich! Gerufen wird sie Mascha, und ein Temperament hat sie wie der Auspuff von einem Auto!"

Wögerers Vergleiche waren eigenartig.

*

Wachtel besuchte Wernoff jeden Tag. Mit der Infektionsgefahr nahm man es damals nicht so genau.

Am sechsten Tag kam er gerade noch zurecht, seinem neuen Freund die Augen zuzudrücken.

Wachtel dachte, daß er doch eigentlich Unglück mit seinen Freunden habe. Erst Hatfeld, dann Hinterhalter und nun Wernoff.

Dann lachte er grimmig auf. Es fiel ihm ein, daß er Hasenauer vergessen hatte. Aber der gehörte ja wirklich nicht in diese Reihe. — —

Am nächsten Tage begann er seine Abreise vorzubereiten. Er fühlte seine Zeit reif werden.

Aufmerksam besah er Wernoffs Paß. Die Photographie war nicht zu brauchen. Die Personalbeschreibung aber paßte auf ihn. Größe, Haare, Farbe der Augen stimmte. Wernoff war im Jahre 1881 geboren, er jedoch im Jahre 1889. Der Zeitunterschied war groß. Aber war dies auch zu sehen? Der Spiegel sagte — nein! Als Wögerer nach Hause kam, überraschte Wachtel ihn mit der Frage:

„Für wie alt hältst du mich?"

Wögerer sah ihn erstaunt an.

„Ich hab' nie darüber nachgedacht. Ein Vierziger bist du noch nicht. Aber viel wird dir nicht fehlen. Vielleicht sieben- oder achtunddreißig?"

„Du hast es erraten. Ich bin beinahe siebenunddreißig", sagte Wachtel ernst.

„Siehst du, ich hab' recht gehabt", triumphierte Wögerer, und Wachtel nickte.

Am folgenden Vormittag ging er aus und kaufte sich ein paar kleine Zangen, so wie sie Feinmechaniker und Juweliere gebrauchen, einen kleinen Schmelztiegel, etwas Nähzeug und zwei Hemden.

Hierauf ließ er sich Haare und Bart stutzen und suchte einen Photographen auf. Dann ging er nach Haus und verließ zwei Wochen lang das Haus nur am Abend. Dann waren Haar und Bart wieder nachgewachsen.

Übertags, wenn Wögerer weg war, arbeitete er an der Hinterlassenschaft Wernoffs.

Mit den Zangen brach er vorsichtig Stück für Stück die Steine aus den Fassungen und nähte sie einzeln in ein Hemd ein, wozu er vom andern Hemd das Oberteil und Ärmel wegschnitt, und den Rest als Unterlage für die Steine ins erste Hemd einnähte. So lagen sie fest zwischen zwei Lagen von Leinen und dabei doch glatt am Körper an. Einen Teil der Steine behielt er lose in der Tasche.

Die Bruchstücke der Goldfassungen schmolz er ein, die runden Goldstücke überzog er mit Stoff und nähte sie an Stelle seiner Knöpfe an.

Vom Paß Wernoffs löste er das Lichtbild durch Wasserdampf ab und drückte in sein eigenes Bild in stundenlanger, mühevoller Arbeit mit einer stumpfen Nadel den staatlichen russischen Stempel ein. Dann klebte er es in den Paß.

Besonders viel Arbeit machte ihm die Spalte mit den „Besonderen Kennzeichen" im Paß. Wernoff hatte keine gehabt. Er aber trug eine Narbe im Gesicht. Glücklicherweise hatte der russische Beamte nur einen leichten Strich durch diese Rubrik gezogen, den er mit Zitronensaft bald herausgeholt hatte. Und dann schrieb er in gut nachgeahmter Schrift und mit einer Tinte von derselben Farbe die Worte „Narbe über der Nase" ein.

Der Paß war in Ordnung.

Nun kam die große Frage, was er denn mit Wögerer beginnen sollte. Dieser war nicht nur ein „Erbstück" von Hinterhalter, sondern auch ein guter und ehrlicher Freund. Und doch konnte er ihn nicht mitnehmen. Es wäre Wahnsinn gewesen! Nicht deshalb, weil es zu seinen eigenen Plänen nicht paßte, sondern weil es die Flucht unmöglich machte. Wögerer verstand zwar etwas Russisch. Aber er konnte sich nie als Russe ausgeben. Und mit seinem urwienerischen Deutsch konnte er doch nicht durch feindliche Länder kommen. Noch immer kämpfte ja die ganze Welt gegen die Mittelmächte. — Allein mußte ihm also die Flucht gelingen. Mit Wögerer niemals.

Er sprach offen mit ihm und bekam die überraschende Antwort:

„Mich bringen keine zehn Pferde jetzt von Omsk weg. Ich heirat' die Kleine vom Schlitten. Und wenn alles wieder ruhig ist, nimm ich die Katz' mit nach Wien."

Wachtel gratulierte ihm herzlich und gab ihm noch am selben Abend den größten Teil der russischen Banknoten Wernoffs und ein Leinwandsäckchen mit zehn Steinen aus dem Juwelenschatz.

Er klärte ihn über den Wert der Steine, so gut er konnte, auf und schärfte ihm ein, keinen derselben zu ver-

kaufen, bevor er nicht sicher sei, den vollen Preis zu erhalten.

Wögerer dankte tiefgerührt und wunderte sich, wie Wachtel zu solchen Schätzen kam. An Wernoff dachte er dabei gar nicht. Tatsächlich wußte er ja sogar dessen richtigen Namen nicht. Er hatte während der Tage, als dieser in ihrer Wohnung weilte, beinahe nichts mit ihm gesprochen. Für ihn hieß er Jefim Iwanoff, so wie er sich im Spital genannt hatte.

Wachtel ging zu seinen Freunden im Revolutions-Komitee und ersuchte um einen Paß, den sie ihm auch mit größter Bereitwilligkeit gaben. Den bolschewistischen Behörden am Weg wurde der Träger des Passes aufs wärmste empfohlen.

Er beschloß, nach Osten zu reisen und nicht durch die Hölle von Rußland. Sowohl sein Verstand als auch die Nachrichten, die durchgesickert waren, sagten ihm, daß es im Osten ruhiger sei als im Westen. Gegen den Osten zu verwässerte sich der Bolschewismus, und dort bestand noch eine Art Ordnung. Außerdem — selbst wenn es ihm gelungen wäre, Rußland zu durchkreuzen, was hätte er davon gehabt? Noch kämpften die Völker an den verschiedenen Fronten. Wachtel war kein Feigling, aber das Fühlen für diesen Kampf war in ihm erstorben. Schließlich konnte das wahnsinnige Ringen doch nicht mehr lange dauern. Ganz kühl dachte er sich, daß er die Zwischenzeit ja dazu verwenden könne, sich den fernen Osten anzusehen. Wer konnte wissen, ob er jemals wieder Gelegenheit dazu haben würde. — —

Wögerer und Marja Antonowa brachten ihn zum Bahnhof; das heißt, sie gingen ein paarmal dorthin, und jeden Tag hieß es:

„Der Zug kommt bestimmt morgen!"

Endlich — nach vier Tagen — kam er wirklich und war so gefüllt, daß selbst in den Gepäcknetzen Menschen lagen.

Wögerer betrachtete nachdenklich die Waggons. Dann sagte er:

„Gib acht, daß du kein' Wagen erwischst, den wir repariert haben!" — — Der Abschied dann war kurz, rauh — aber herzlich. —

Die Fahrt bis Wladiwostok dauerte fünf Wochen. Während der Zeit starben drei Insassen des Waggons.

In Wladiwostok warf Wachtel seinen Bolschewikenpaß ins Feuer und schiffte sich als Feodor Wernoff auf einem japanischen Schiff nach Kobe ein. Jetzt benutzte er den anderen Paß. —

In Kobe stieg er für einen Tag im Orient-Hotel ab und brachte seinen äußeren Menschen einigermaßen in Ordnung. Vollständig stattete er sich erst in Yokohama aus. Der Anblick der vielen tadellos gekleideten Männer und der geschmückten und gefärbten Frauen mit den tiefausgeschnittenen Kleidern und gepuderten Rücken im Speisesaal des Hotels wirkte beengend auf ihn. — Am liebsten saß er auf dem Balkon seines Zimmers und sah ins Meer hinaus. — Dann kamen die anderen Gedanken, Gedanken, die bisher geschlummert hatten. Nun war er frei! Die Gefangenschaft lag hinter ihm wie ein böser Traum. Und die Gedanken nahmen mit neuer Kraft von ihm Besitz. — Gern fuhr er auch in den Harapark hinaus. Dort saß er dann auf der verstecktesten Bank ganz tief drin bei der Küste, wo die Brandung sich an den Felsblöcken brach — und dachte nach. In Sibirien hatten stets kleine und große Widerwärtigkeiten seine Zeit in Anspruch genommen. Das war aber jetzt vollkommen weggefallen. Eines Tages überfiel ihn plötzlich ein Gedanke, bei dem es ihm kalt über den Rücken lief. Wie war es nur möglich gewesen? Wieso hatte er diesen zwingenden, diesen schreienden Zusammenhang übersehen können? Sein Vater war wenige Wochen vor der Hochzeit Hermas mit Hasenauer gestorben. Er hatte ja keinen Beweis dafür und würde ihn vielleicht nie in die Hände bekommen, aber eine innere, untrügliche Stimme sagte ihm, daß seines Vaters Tod durch den Schmerz über dieses Ereignis beschleunigt worden war. Sein Vater, der tieffühlende und zartbesaitete Mensch, der mit einer abgöttischen Liebe an ihm gehangen hatte, der aus seinen Briefen wußte, wie schwer er unter Hermas Stillschweigen litt, dem war das gequälte Herz gebrochen, als er den doppelten Verrat der Braut und des Freundes seines Sohnes sah. Er sah es sonnenklar. Kein Ausweg war möglich. Sein Vater hatte ihn nicht für schuldig gehalten. Der kannte seinen Sohn zu gut dafür. — Und wenn doch: Was änderte das an der Riesengröße der Schuld jener? Das machte sie ja nur größer! Denn er selbst wußte, daß er schuldlos war. Wenn es jenen durch Verrat und Hinterlist gelungen war, den Vater von seiner Schuld zu überzeugen, dann waren sie ja noch tausendmal schuldiger.

In seinen Ohren sauste das Blut, die Schläfen hämmerten, und die Adern auf der Stirn quollen auf wie Stränge.

Mörder! Mörder! Mörder! So gellte es in seinem Hirn. Nicht nur Verräter, auch Mörder!

Dann ebbte alles zurück. Ruhig! Nur ruhig! Er dachte nach — immer ruhiger und kühler. Und endlich kam er zum Schluß, daß er nichts anderes zu tun hatte, als den Weg zu gehen, auf den er sich ja schon lange vorbereitet hatte.

Er eilte den Hügel des Haraparks hinunter und durch den langen, breiten Gehweg zwischen den Wiesen zum Ausgang und sprang in eine Rikschah.

In der Halle des Hotels herrschte er den Portier an:

„Besorgen Sie mir auf irgendeine Weise so rasch wie möglich eine Passage nach Europa."

Eine Stunde später kam der Portier zurück. „Nach Amerika ist für drei Monate alles ausverkauft. Nach Holländisch-Indien geht in vierzehn Tagen der kleine Frachtdampfer der Osaka Kaisha „Toyen Maru". Er kann vierzehn Passagiere der ersten Klasse mit sich führen. Zwei Plätze sind noch unbesetzt. Es ist anzunehmen, daß Sie von Batavia aus eher eine Passage erhalten können als von hier aus." — „Gut, bestellen Sie einen Platz auf der „Toyen Maru"." — Zwei Wochen später fuhr er von Kobe ab und fluchte über den langsamen Gang des Dampfers und die langen Aufenthalte in den Häfen. Beim Kreuzen des Äquators wollte der japanische Kapitän eine Art Äquatortaufe veranstalten. Aber er winkte energisch ab. Er wollte Ruhe haben. Neunundzwanzig Tage später landete er auf Tandjong Priok, dem Hafen von Batavia. Er nahm ein Auto und fuhr ins „Hotel des Indes". Er erkundigte sich sofort nach der Weiterfahrt. Alles war besetzt. Er teilte rechts und links Trinkgelder aus und hörte, daß ein Passagier der „Prinses Juliana", die nach Amsterdam ging, erkrankt sei. Er suchte den Mann auf und bot ihm den doppelten Fahrpreis für seine Karte — und erhielt sie.

Zehn Tage später fuhr er von Batavia ab.

(Fortsetzung folgt.)

---

## Der Schulmeister vom Himmelpfort

Skizze von **Kurt Keßler**-Sonnewalde.

Die weiße Halsbinde wollte sich gar nicht so arg stolz über dem himmelblauen Rock hinaufkrausen, und dabei konnte dem jungen Schulgehilfen die Stelle in der Pfarre zu den heiligen Nothelfern am Himmelpfortgrund nur willkommen sein. War doch da draußen ein Stück Wien, die schlanken, traubenseligen Hügel mit den tausend herzigen Blumenäugerln.

Dennoch wäre unser angehender Schulmeister lieber mit den Sonnenstäubchen an seinem Wolkenkuckshimmel dahingesegelt, als vierzig Schulbuben zuliebe alle Vogelsehnsucht einsperren zu müssen.

Nur gut, daß wenigstens die Geige im Himmelpfort ein Wort mitzureden, besser gesagt, mitzufiedeln hatte, wo es so oft wie Sternschnuppen in den wuscheligen, dickkantigen Musikantenschädel fiel. O und wie musizierte es dann jedesmal daher! Wie Zipperlein überkam es die grauen, verstockten Kalkwände, und die Buben rissen Maul und Nase auf über ihren vermalefizten Schulmeister.

War's demnach zu verwundern, daß den Jungen die Töne eher in die nicht gerade überschlauen Köpfe fahren wollten als das Einmaleins? Und damit schien es ja dann auch „a wengerl bös' dreinzuschauen", wie dort herum die Redensart war.

Weshalb sich der Herr Schulinspektor in Wien vorgenommen hatte, dem neuen Schulgehilfen einmal mehr als üblich auf die Finger zu sehen. „In sein Herz" konnte man ja nicht sagen, denn das trug der Himmelpforter ganz inwendig, tief versteckt. Ist aber mancher, dem hinter verschlossener oder gar verschämt zugesperrter Tür ein glockenreiner, lebendiger Strom fließt.

Rückte also wieder eines Tages der Herr Inspektor vor der Himmelpforter Schule die scharf geschliffenen Brillengläser zurecht, tupfte mit dem gepuderten Schneuztüchel die heiße Stirn und trat näher.

Von einer „Himmelpfortruhe“ konnte da drinnen gewiß nicht die Rede sein, das tobte und quirlte wie in einem Hexenkessel. Eine helle Stimme überschrie eben den Lärm: „2 mal 4 ist 9!“ Kaum je ist wohl eine einfachere und bequemere Lösung gefunden worden, rief auch keinerlei Einwendungen hervor.

Die Stirn des Gestrengen an der Tür jedoch legte sich in drohende Falten, leise öffnete er, trat ein und rückte neben einem Jungen, der ängstlich beiseite fuhr, in die Bank.

Natürlich! Da stand der saubere Schulmeister mit dem Rücken gegen die Klasse und kritzelte auf einem Papier. Die Buben weiter vorn schrien herum, polterten hierhin und dahin, bis wieder einmal eine Frage dazwischen brummte: „5 mal 6?“ Und ebenso rasch schrie es hinterher: „5 mal 6 ist 35!“

Ja sollte denn das ganze Einmaleins auf den Kopf gestellt werden? Auf der Stirn des Schulgewaltigen war ein Unwetter aufgestiegen und wollte eben mit vernichtendem Donnerschlag losprasseln, da flatterte wie aus weiter, unirdischer Ferne eine Stimme unter dem Himmelblauen hervor: „Weil Ihr's allweil recht gemacht habt, Buben, so hört schon.“

Und ehe der Herr Inspektor nur ahnen konnte, was geschehen sollte, stürmte die ganze Schar über Sitz und Tafeln nach vorn, wobei die Barfüßigen nur so miteinander flitzten, es auch aus manchem zerschlissenen Hosenboden bedenklich weiß hervorlugte.

Und dann saßen sie da mit den rotbäckigen Gesichtern und den schmalen, abgezehrten dazwischen. Kicherte wohl noch ab und zu eins oder stieß seinen Nachbarn in die Rippen; aber wie der Schulmeister die Geige hob und ein paar Striche tat, wurde es still.

Und seltsam! Eben noch roch es in der engen Schulstube grau und dumpf vor Armut und Nässe, und nun war irgendwo ein Türlein aufgesprungen, hatte den Frühling mit allem Duft und Blühen und Vogeljauchzen hereingelassen und mitten zwischen die verkratzten, wurmigen Bänke gestellt. War ein Licht da, das leuchtete rein und schlackenlos.

Und noch mehr kam herein, wurde unter dem himmelblauen Schulmeisterrock eingefangen und liederselig wieder hinausgejauchzt: Erde, Wärme, segenspendende, goldene Heimaterde, Liebe und Sehnen, der Herzschlag eines ganzen Volkes, daß die engen Wände der Schulstube hätten ebenso gut an die Grenzen des Landes gesetzt werden können.

Längst hatte der Herr Schulinspektor das harte Wort vergessen. Er sah nur die Buben, die schmutzigen lärmenden, johlenden, die ihre Finger am liebsten sonstwohin bohrten und die Nasen an die speckigen Ärmel wischten und nun wie verzauberte Englein auf ihren Schulmeister starrten. Unmerkbar war eine junge, arme, dürftige Welt emporgehoben, geläutert, erfüllt mit jener Innerlichkeit, die das Leben durchstrahlt und erwärmt. Und stand nicht in manchem Jungengesicht gar ein Staunen, ein Ahnen vom schlichten, großen deutschen Liede?

Mit einer Lerche verschluchzte die Geige. Drauf sprangen vierzig Buben auf, schrien: „Herr Schubert!“ Und wurde aus dem „Herr Schubert!“ ein „Franzl!“ und jubelte und riß an den Ärmeln und preßte die glänzenden Gesichter in die Falten des Himmelblauen, daß dem gestrengen Schulinspektor ein seltsames Würgen und Brennen in die Kehle kam.

Behutsam, als dürfte er hier nichts wegwischen, nichts auslöschen, stand er auf und stahl sich zur Tür hinaus. Das Einmaleins mußte gelernt werden, dafür galt es zu sorgen! Aber nicht immer geht es im Leben nur um das Wissen der Dinge. Es gibt da noch etwas Tiefes, etwas Köstlicheres in der Brust. Und wer so die Liebe in Menschenherzen anzünden konnte, dem durfte nicht mit rauhem Wort die Wunderseele zerstört werden. — — —

Als später der Schubert Franzl längst den himmelblauen Schulmeisterrock ausgezogen hatte, dafür sein Ruhm aber mit Siebenmeilenstiefeln überallhin geeilt war, gab der alte, grauhaarige Schulinspektor in Wien gern die Geschichte zum besten, und dann hieß sein schönstes Schlußwort, aus dem tausend lachende Lieder blitzten und zwei junge Augen beseligt glühten: „O der nichtsnutzige, goldige Schulmeister vom Himmelpfort!“

---

# Die ganz feine Hochzeit.

Skizze von Herbert=Steinmann=Dresden.

Die ganz feine Hochzeit des Barons Xaver von Hachenhazz=Schlumms, des Inhabers hoher und höchster Orden, des Besitzers umfangreicher ungarischer Güter, mit Leonie von Marburg, einer reichen Witwe und Herrin einer Anzahl Fabriken im Rheinland, war auch eine schnelle Hochzeit.

Seine Anzeige in der Spalte „Heiratsanzeigen“ eines vielgelesenen Blattes war sofort durch ein entsprechendes Brieflein Leonies beantwortet worden. Man hatte sich in Berlin getroffen, gefiel sich gegenseitig — es war fast wie Liebe auf den ersten Blick —, sprach so ganz nebensächlich von den wirtschaftlichen Dingen, und jetzt hatte man geheiratet.

Trauzeugen und Gäste aus der beiderseitigen Verwandtschaft und Bekanntschaft erfüllten mit einer vielleicht ein wenig zu starken Lustigkeit die Räume der großartig eingerichteten Villa im Grunewald. Das junge Paar hatte sich zurückgezogen. Der neueingestellte Kammerdiener des Barons stand taktvoll, sprungbereit, in entsprechender Entfernung.

Baron Xaver blickte ein wenig schwermütig durch das große Einglas auf das hübsche Gesicht seiner nunmehrigen Lebensgefährtin. Leonie lächelte ihm freundlich zu. Und doch war ein Zug von Trauer in ihrem Antlitz.

Der Baron räusperte sich.

„Liebe Leonie, nachdem wir nun verheiratet sind, habe ich — äh — die erste — na ja — ich habe eine Bitte an dich.“

„Eine Bitte? Lieber Xaver, auch ich . . .“

„Augenblicklich, Leonie! Laß mich das Unvermeidliche schnell und kurz sagen: Ich brauche Geld, viel Geld.“

„Du — brauchst Geld? Aber deine Güter müßten doch . . ?“

Peinliche Pause. Der Baron räusperte sich erneut.

„Liebe Leonie, es hilft ja nun alles nichts, ich muß es dir doch sagen. Du wirst keinen Skandal wollen. Die Güter in Ungarn, das Vermögen gehören dem Baron von Hachenhazz — ich — ich selber habe nur den Titel erworben. Kurz und gut: Ich hieß früher Xaver Schlumms und habe nichts.“

„Du hast nichts?“ Der Atem der jungen Frau ging schwer. „Und dieses Haus? Die Hochzeitsgeschenke?“

„Pump ist die Seele meines Geschäfts.“

„Der alte vornehme Herr, den du mir als deinen Onkel vorstelltest?“

„Hm. Freund von mir. Ehemaliger Rennreiter. Du verstehst — er hatte Streitigkeiten mit den Strafbehörden.“

„Die anderen Gäste?“

„Allerlei Leute, je Stunde gemietet für drei Mark.“

„Ah, so einer bist du, ein Heiratsschwindler!“

„Reg' dich nicht auf, Leonie. Ich verspreche Dir, ein aufmerksamer, treuer Ehegatte zu sein. Alles wird gut werden. Du hast das Geld und . . .“

Er brach erstaunt seine Rede ab. Die Blonde neben ihm war in ein schallendes Gelächter ausgebrochen.

„Das ist großartig! Das hat sich gelohnt! Alle meine Anstrengungen, meine Schlauheit und Klugheit! Und nun . . .“

„Ich bitte dich, Leonie, beruhige dich. Ich werde dein Vermögen nicht antasten. Die Zinsen . . .“

Die Baronin lachte weiter. Sie ist irrsinnig geworden vor Enttäuschung, dachte Xaver besorgt. Endlich sprach sie, und was sie sagte, kam erstaunlich ruhig aus ihrem Munde.

„Mein Vermögen kannst du gar nicht antasten, weil ich keins besitze.“

Der Baron lief grün an.

„Was? Du besitzt kein Vermögen? Aber deine Fabriken?“

„— — gehören der Frau von Marburg, gewiß. Aber ich bin nur Leonie Kimmelstiel, ihre ehemalige Gesellschafterin, und als ich deine Anzeige las . . .“

Xaver schnappte nach Luft.

„Das ist Betrug! Das ist Heiratsschwindel“, keuchte er. „Oh, es ist unmöglich! Die ehrwürdige Stiftsdame da drüben, deine Tante . . .“

„Eine alte Wahrsagerin, die einige Streitigkeiten mit den Strafbehörden hatte“, spottete Leonie. „Meine andern Gäste sind ähnlich. Je Stunde gemietet. Nur etwas billiger als die deinigen.

Sie lehnte sich zurück.

„Nun, auf jeden Fall bin ich Baronin. Daß wir verheiratet sind, ist nicht abzuleugnen.“

„Doch!“ Xaver nickte grimmig. „Der Standesbeamte, der auf deinen Wunsch ins Haus kommen sollte, ist auch ein Freund von mir. Er hat nie ein Standesamt von innen gesehen.“

Leonie wurde leichenblaß.

„Oh“, stöhnte sie. „Noch nicht einmal verheiratet, wo ich fast alles gepumpt und erschwindelt habe für die Hochzeit!“

Der Baron lächelte schon wieder.

„Nah, kleine Leonie, dann war es eben ein Reinfall für uns beide. Du haste deine Rolle fabelhaft gespielt. Wollen wir nicht ein gemeinsames Geschäft nach dieser Richtung aufmachen?“

Fräulein Kimmelstiel erhob sich würdevoll und schob ihren Arm unter den des angeblichen Gatten.

„Ich sage nicht nein, denn du gefällst mir, du Frechdachs!“

„Wir wollen's besiegeln“, scherzte er und rief nach Sekt.

Der neue Kammerdiener kam mit den Gläsern. Leonie sah lächelnd in das würdige Gesicht.

„Wenigstens der ist echt auf dieser Hochzeit“, raunte sie halblaut dem Baron zu.

Der Kammerdiener verbeugte sich tief.

„Ich muß Sie enttäuschen, meine Herrschaften, mein Name ist Kessenthin. Ich bin . . .“, er fischte ein kleine, gelbe Metallmarke aus der Westentasche, „Kriminalkommissar. Und nun darf ich Sie wohl zu einer kleinen Hochzeitsreise einladen — nach dem Polizeipräsidium.“

---



## Lustige Ecke

**Auf dem Sportplatz.**




„Mensch, reiß dir erst mal den Kalender ab! Wir haben heute schon den Neunundzwanzigsten!“

*

* **Sächsisches Erlebnis.** Zwei Frauen in Leipzig unterhalten sich. „Was macht denn der Lumich, der Krebs?“

„Eija, der is fleißig. 'n ganzen Tag steht der an der Hobelbank un werkelt.“

„Gucke an. Un verheiratet is er ooch?“

„Nu un ob. Mit der jeborenen Schmittlein. Se wissen schon.“

„Gewiß weeß ich. Die hat doch Jeld jehabt? Un was arbeet denn eijentlich der Krebs so fleißig?“

„Nu, der is doch Dischler.“

„Das weeß ich.“

„Un der macht eichene Möbel.“

„Eichene Möbel? Na, die Frau hat doch Möbel mitgebracht?“

„Nä, Sie verstehn mich — eichene Möbel, Möbel aus Eichenholz.“

„Ach so, richtig.“



## Rätsel-Ecke



### Verschiebungs-Aufgabe.

Folgender Hausrat ist untereinander zu schreiben und so lange seitlich zu verschieben, bis zwei in gleichen Abständen voneinander befindliche senkrechte Reihen einen Zeitpunkt sowie ein an demselben häufig stattfindendes Ereignis namhaft machen: Kinderwagen, Papierkorb, Anrichtetisch, Badewanne, Regulator, Kohlenkasten, Gardinenstangen, Eisschrank, Sportwagen, Abreißkalender, Rauchtisch, Froschhäuschen, Schreibsessel, Bettstelle, Rollpult.

*

### Rätsel.

Wo kehr' ich ein?
In manchem Herzen gut und weich.
Ein „e“ hinein —
Und schon bin ich ein kleines Frauenreich.

*

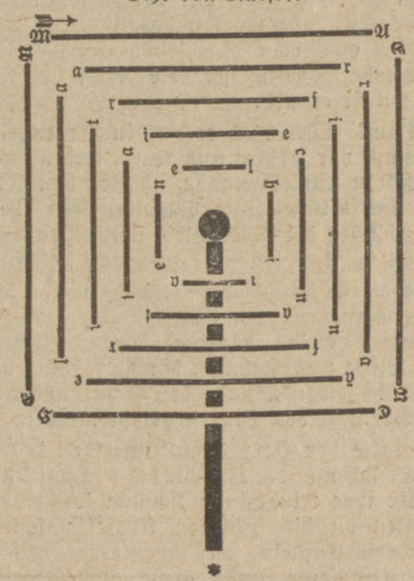
### Umtausch-Rätsel.

Was keinem Winzer wohlgefällt
Im Schlesierland such's umgestellt.

*

### Auflösung der Rätsel aus Nr. 196.

**Scheiben-Rätsel:**



*

**Reimergänzungs-Rätsel:**

Du mußt im Leben dich wacker sputen,
Denn rasch verfliegen die Minuten;
Und hast du nicht schnell dich zur Arbeit gefunden,
So werden aus den Minuten Stunden,
Aus Stunden Tage, aus Tagen ein Jahr,
Aus Jahren ein Leben, das müßig war.

*

**Doppelviereck-Rätsel:**



| E | R | W | I | N |
|---|---|---|---|---|
| D | E | G | E | N |
| I | L | I | A | S |
| A | N | K | E | R |
| H | A | L | L | E |

= Weinlese.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.